



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Emin Pascha.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ralischen und politischen Verhältnisse nicht nur Italiens, sondern der ganzen Welt vorausgehen müßten, von einer Größe, die wir uns kaum vorstellen können und deren Folgen auch dem Papsttum verhängnisvoll werden könnten.



Emin Pascha.



min Pascha ist seit der Ermordung Gordons und dem Tode Livingstones die interessanteste Persönlichkeit, welche die Geschichte der europäischen Unternehmungen in Afrika außer Stanley aufweist. In diesem Augenblicke harret die gebildete Welt voll ängstlicher Erwartung der Nachrichten über die Errettung dieses heldenmütigen Nachfolgers Gordons durch denselben unerschrockenen Reisenden, der Livingstone einst Hilfe brachte. Was aber Livingstone that, wird Emin wahrscheinlich auch thun: er wird sich weigern, die Stätte seiner Wirksamkeit und seiner Triumphe zu verlassen, ehe er sein Werk vollendet hat.

So viele Nachrichten über die „Rettung“ Emin Paschas durch die Zeitungen gehen, so wenig ist doch bekannt, welches die eigentliche Lage des Mannes ist, was ihn in Mittelafrika fesselt, oder warum er da ist und was er während der langen Zeit seiner Isolirung gethan hat. Vor kurzem haben nun Schweinfurth und Nagel einen Band Briefe und Tagebücher Emin Paschas veröffentlicht, und da diesen authentischen Nachrichten über den kühnen Mann neues erst dann hinzuzufügen sein wird, wenn Stanley mit oder ohne ihn zurückkehrt, so ist es wohl gerechtfertigt, wenn wir auf Grund dieser Schriftstücke einige Mittheilungen über ihn machen.

Der Mann, der den orientalischen Namen Emin führt, heißt eigentlich Eduard Schnitzer und ist 1840 zu Dppeln in Schlesien geboren. Zwei Jahre nach seiner Geburt siedelte der Vater, der als „Kaufmann“ bezeichnet wird, mit seiner Familie nach Meisse über, wo die Mutter und die Schwester unsers Forschers noch leben. Seine Erziehung erhielt er auf dem Gymnasium zu Meisse und besuchte dann 1858 die Universitäten zu Breslau und Berlin, auf denen er sich dem Studium der Medizin widmete. 1864 erlangte er zu Berlin den medizinischen Doktorgrad. Mehr jedoch als die Medizin, deren philanthropische Seite ihm näher lag, zogen ihn naturwissenschaftliche Studien an; dazu gesellte sich eine unwiderstehliche Reiselust; und beide Neigungen vereinigten sich, um ihn hinaus in die Weite zu treiben.

Zuerst ging er nach der Türkei (1864), er wollte sich eine ärztliche Praxis dort gründen. Nachdem er sich eine kurze Zeit in Antivari aufgehalten

hatte, ging er nach Skutari. Hier glückte es ihm, das Interesse des damaligen Valis, Ismael Pascha Haggi, zu erregen und seine Aufnahme in das Gefolge des türkischen Würdenträgers zu erwirken, der in amtlicher Stellung die verschiedenen Provinzen des weiten Reiches zu bereisen hatte. Auf diese Weise lernte er Armenien, Syrien, Arabien kennen. Dann kam er nach Konstantinopel, wo der Pascha im Jahre 1873 starb. Im Sommer 1875 kehrte er nach Meise zum Besuche seiner Angehörigen zurück. Er lebte hier mehrere Monate und benutzte seine Muße zu naturwissenschaftlichen Studien. Aber von neuem kam Wanderdrang über ihn, und 1876 finden wir ihn wieder auf dem Wege nach Ägypten, wo er als „Dr. Emin Effendi“ in den Dienst des Khedive trat. In dieser Stellung wurde ihm ein Wirkungskreis unter dem Generalgouverneur des Sudans in Chartum zugeteilt, und von hier wurde er dann als oberster Sanitätsoffizier in die Äquatorialprovinz geschickt, deren Gouverneur damals Gordon Pascha war, der englische Oberst, der so tragisch endigen sollte.

Der Grund, weshalb sich Dr. Schnitzer den Namen Emin beilegte, war der, daß er sich den Eintritt in die muhammedanische Welt, in der er eine lange Reihe von Jahren zu wirken gedachte, erleichtern wollte. Als „Emin“ vermied er das tiefgewurzelte Mißtrauen, das alle Orientalen gegen den „Franken“ erfüllt, und seine außerordentliche Sprachkenntnis erleichterte ihm diese Umwandlung. Er war nicht nur im Französischen, Englischen, Italienischen und in mehreren slavischen Sprachen fasseltfest, sondern er hatte sich auch während seiner asiatischen Wanderungen eine so gründliche Herrschaft über das Türkische und Arabische angeeignet, wie sie nur wenige Europäer besitzen werden. Er studierte dazu noch das Persische und beherrscht jetzt ohne Zweifel die meisten Dialekte Zentralafrikas.

So konnte Schnitzer, nach Änderung seines Namens, bei den Muhammedanern des Sudans geradezu für einen Ägypter gelten, und das wollte in dem fremden Lande, das nun sein Arbeitsfeld ausmachte, viel sagen. „Emin“ ist ein arabisches Wort und bedeutet die Treue, und wohl niemals hat sich jemand einen Namen mit besserem Recht zugelegt. So lange die Kultur noch Geschichtsschreiber hat, wird dem treuen Manne, der auf seinem einsamen Posten ausharrte, ein ehrendes Andenken bewahrt bleiben.

Gordon war der rechte Mann, einen Emin zu würdigen und seine Begabung und Thatkraft zu verwerten. Er sah in ihm viel mehr als einen bloßen Sanitätsoffizier. Er beauftragte ihn mit Inspektionsreisen durch die Gebiete, die Ägypten neu erworben waren, und betraute ihn mit diplomatischen Sendungen an verschiedene Häuptlinge, so nach Uganda, wo der König Mtesa eine Zeit hoffnungsvoller Kulturentwicklung in Aussicht zu stellen schien.

Als Gordon Pascha zwei Jahre später, vom Khedive Ismael mit Vollmachten ausgerüstet, wie sie zuvor noch keinem Gewalthaber im Sudan zu teil geworden, Hofumdar, d. h. Verweiser aller außerhalb des engern Ägyptens ge-

legenen Gebiete, wurde, erhielt Dr. Emin Effendi im März 1878 die Befehlshaberstelle in Lado und damit die Verwaltung der Äquatorialprovinz (Wadelai), die sich ungefähr vom neunten bis zum zweiten Breitengrade erstreckt, bis hinab an die Nordküste des Albert-Nyanzasees, und die er bis heute mit so viel Opfermut und Thatkraft behauptet hat.

Zwischen den südlichen Grenzen dieser Provinz und dem Viktoria-Nyanzasee, an dem sich verschiedene Missionsstationen befinden, liegen die Staaten Unyoro und Uganda, die von zwei eingebornen Nationen bewohnt werden, welche beständig mit einander im Kriege liegen und deren Gebiete mehrere Jahre hindurch für jeden Europäer unpassierbar waren. Seit dem Tode Mtesas herrscht in Uganda dessen Sohn Mwanga, der nach allen Berichten, die über ihn eingelaufen sind, ein Jüngling von äußerster Wildheit zu sein scheint, dem man auch die Ermordung des Bischofs Hannington zur Last legt.

In diesem ausgedehnten Gebiete hatte sich zuerst Sir Samuel Baker und nach ihm der „Chinese“ Gordon abgemüht, den Sklavenhandel zu unterdrücken, eine Bemühung, in welcher keiner von beiden eine wirkliche Unterstützung durch einflußreiche Personen in Khartum und Kairo fand. Damit brachte Gordon das Land in einen organisirten und friedlichen, wenn auch nicht ertragsfähigen Zustand, denn es krankte an einer schwer drückenden Schuld und arbeitete mit einem bedeutenden jährlichen Defizit. Als sich dann Gordon von dieser Stellung zurückzog, folgten ihm eine Reihe gewissenloser und unfähiger eingebornen Gouverneure, welche die Provinz bald wieder der Anarchie überlieferten und aus ihr eine Freistätte für Erpressung und Räuberei machten. Die verschiedenen Stämme, die sich unter dem wohlthuenenden Einflusse von Gordons Regierung erholt hatten, litten unter seinen unwürdigen Nachfolgern schwer, während die Sklavenhändler, in befestigten Dörfern wohl verschanzt, ihr häßliches Gewerbe von neuem aufnahmen.

Dies war der Zustand des Landes, als Gordon bei seiner Rückkehr nach Khartum als Generalgouverneur des Sudans die Verwaltung der Äquatorialprovinz Emin übertrug, der bis zu diesem Zeitpunkte immer nur noch erster Arzt gewesen war. Bisher hatte er auch noch keinen ägyptischen Rang gehabt, jetzt wurde er Bey und bald auch Pascha.

Emin ergriff die Zügel der Regierung im Jahre 1878, und bereits wenige Jahre darauf hatte er in der Provinz eine große Veränderung bewirkt. Er hatte sich einer Anzahl unehrenhafter Beamten entledigt, unter denen sich viele aus Ägypten verbannte Verbrecher befanden, die in den Staatsdienst getreten waren, nachdem sie ihre Strafe abgedient hatten. Solche ägyptische Soldaten, denen er nicht trauen konnte, ersetzte er durch Eingeborne, die er sich heranzog und die ihm ergeben waren. Er baute die in Verfall geratenen Stationen wieder auf, verteilte die Abgaben gleichmäßig und gerecht, beschwichtigte die Unzufriedenheit des Volkes und jagte die Sklavenhändler, diesen Fluch der Provinz, aus dem Lande.

Er errichtete auch ein Hospital in Lado, das er selbst leitete, und unternahm vielfache Reisen durch sein Gebiet. Ende 1882 konnte er berichten, daß seine Provinz beruhigt und vom Sklavenhandel befreit sei, daß der Anbau von Baumwolle, Indigo, Kaffee, Reis und Zucker emsig gefördert werde, daß zwischen den einzelnen Stationen eine regelmäßige, wöchentliche Postverbindung hergestellt sei, daß die Wege verbessert und widerstandsfähiger gemacht worden seien, und daß endlich das Budget nach Abzug sämtlicher Verwaltungskosten, statt eines Fehlbetrages, einen Überschuß von achttausend Pfund aufweise. Und alles dieses hatte ohne jegliche Hilfe ein deutscher Arzt vollendet, der, als er nach Afrika ging, nichts von militärischen, finanziellen und landwirtschaftlichen Angelegenheiten wußte, und der seine einzigen Erfahrungen in der Diplomatie unter Gordon gemacht hatte.

Besonders bemerkenswert ist bei Emin seine Neigung zu wissenschaftlicher Forschung und der Eifer, mit dem er botanische und zoologische Studien betreibt, ohne jedoch dabei im geringsten die überwältigenden amtlichen Pflichten zu vergessen, die auf ihm ruhen. Seine Tagebücher sind überreich an Bemerkungen, die für den Naturforscher von größtem Werte sind, und man hat auch Grund anzunehmen, daß er einige wichtige geographische Probleme gelöst habe, die auf die Länder und Flüsse im Süden des Albert-Nyanzasees Beziehung haben. Kehrt er noch einmal nach Europa zurück, was übrigens nach den neuesten Nachrichten wenig wahrscheinlich ist, oder gelingt es ihm, seine geographischen Forschungen in ihrer Vollständigkeit nach Europa gelangen zu lassen, so wird man ohne Zweifel imstande sein, eine zuverlässige Karte Zentralafrikas bis zum Äquator zu entwerfen.

Dr. Felkin, der in den Jahren 1878/79 bei Emin war, erzählt, daß ihm am meisten der Pflichteifer und die Selbstlosigkeit des Mannes aufgefallen seien. Sein ganzes Leben, sagt Felkin, scheint in der Sorge für das Wohlergehen seines Volkes und für die Fortschritte der Wissenschaft aufzugehen, ohne daß er einen Gedanken an seinen Ruhm oder an seinen persönlichen Vorteil hegt.

Dr. Hartlaub sagt: „Die Arbeit, die Emin durch seine zoologischen Sammlungen und Beobachtungen geleistet hat, ist erstaunlich. Sie konnte aber nur von einem Manne ausgeführt werden, dessen Herz in dem reinen Feuer wissenschaftlicher Bestrebungen, in begeisterter, völlig selbstloser Liebe zur Natur erglüht und von dem unwiderstehlichen Drange erfüllt wird, nach besten Kräften die Schätze zu ihrer Erkenntnis zusammenzutragen.“

Das also ist der Mann, der von der ägyptischen Regierung immer mit Undank behandelt und seinem Schicksale überlassen wurde, als der Aufstand des Mahdi ausbrach, als Khartum fiel und Gordon schmachlich ermordet wurde. Dreiundeinhalb Jahre lang blieb Emin ohne Nachricht von der Außenwelt. Er hörte, daß sein früherer Leutnant, der nachmalige Gouverneur der Nachbarprovinz Bahr-el-Ghazalhad, sich dem Mahdi unterworfen habe, und eine Zeit

lang glaubte er, daß er dasselbe Schicksal werde erleiden müssen. Doch hielt er sich so lange aufrecht, bis die Ermordung des Mahdi die größte Gefahr beseitigt hatte und er hoffen konnte, Ersatz zu bekommen.

Gegen Ende Februar 1880 erhielt er endlich über Sansibar eine Depesche von Rubar Pascha, die ihm anzeigte, daß der Sudan aufgegeben sei, daß die Regierung ihn nicht unterstützen könne und daß er daher geeignete Maßregeln treffen möge, das Land zu verlassen. Kurz, er wurde seinem Schicksale überlassen, die Vollmacht, daß er von dem englischen Generalkonsul in Sansibar so viel Geld erheben könne, als er brauche, war kein Trost für ihn. In seinem Schreiben an Dr. Schweinfurth bemerkt er hierüber bitter: „Sie schlagen mir einfach den Weg nach Sansibar vor, ganz als ob es sich um einen Spaziergang nach Schubra [ein Ort vor den Thoren Kairo's] handelte.“

Der Weg nach Sansibar war nicht offen. Mwanga, der Nachfolger Mtesas, hatte eine feindliche Haltung gegen die Europäer angenommen. Er verweigerte daher Emin den Durchzug durch sein Gebiet und fing auch längere Zeit die Hilfsmittel ab, die Dr. Junker seinem Landsmanne schickte. Emin würde aber auch nicht gegangen sein, wenn er es gekonnt hätte. In seinem Schreiben an Dr. Felkin vom Juli 1886 drückt er die Hoffnung aus, daß England ihn unter keinen Umständen verkommen lassen werde, es werde jedenfalls die Wichtigkeit zu schätzen wissen, die seine Entsetzung für die Unterdrückung des Sklavenhandels und die Freiheit der Provinz habe.

Im April 1887 erfuhr er durch Mackay, den gefangenen Missionar in Uganda, daß ihm Unterstützung geschickt sei, und nun schreibt er einen Brief an Dr. Felkin, worin er seinen Dank dafür ausspricht. Er fügt jedoch hinzu: „Wenn das englische Volk glaubt, daß ich, sobald Stanley oder Thomson ankommt, mit ihnen zurückkehren werde, so irrt es sich sehr. Ich habe hier zwölf Jahre meines Lebens zugebracht. Würde es nun recht von mir sein, von meinem Posten zu desertiren, sobald sich eine günstige Gelegenheit hierzu bietet? Ich werde bei meinem Volke bleiben, bis ich ganz klar ersehe, daß seine Zukunft sichergestellt ist. Ich will mich bemühen, das Werk Gordons, das er mit seinem Blute bezahlte, fortzusetzen, wenn auch nicht mit seiner Energie und seinem Genie, so doch nach seiner Absicht und in seinem Geiste.“ Und weiter: „Alles, was wir von England wollen, ist, daß es sich in ein besseres Einvernehmen mit Uganda setzt und uns so einen freien und sichern Weg nach der Küste verschafft. Das ist alles, was wir brauchen. Aber unser Land verlassen? Sicherlich nicht!“

Worin liegt nun eigentlich der Reiz dieses Landes, das Emin so anzieht? Wir haben von Sir Samuel Baker und andern Reisenden schon früher gehört, daß es ein schönes Land sei, wir erhalten aber eine genauere Vorstellung durch Emin's Tagebücher. Freilich hat es auch seine Übelstände. Ein Marsch wie der, den Emin beschreibt, als er das Gebiet von Fatiko inspizierte, gehört

gewiß nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins. Sobald die Reisenden das Dorf verlassen hatten, hörte jede Spur eines Weges auf. Dagegen dehnte sich weithin ein Meer von Gras, das, dicht wie Filz, eine fabelhafte Höhe erreicht hatte. Überall blitzte der Thau in dicken Tropfen. Diesen feuchten und dicken Wald von Halmen mußten die Reisenden förmlich durchbrechen. Emin, der als Führer voranschritt, hatte natürlich von der Feuchtigkeit und Stacheligkeit des Grasses am meisten zu leiden. Naß wie eine Wasserratte, bei 63 Grad Fahrenheit, durch ein solches Gebüsch zu kriechen, ist selbst im zentralen Afrika kein Vergnügen. Es war kaum möglich, sich nach dem Kompaß zu orientiren, es war alles mit Wasser bedeckt, und das Gras schlug unverschämt in Augen und Ohren. Die erste Dichtung wurde erst nach zweiunddreiviertelstündigem Marsche erreicht, und hier erst konnten sich die Schiffer dieses kontinentalen Sargassomeers in der Sonne trocknen. Dazu wehte ein kalter Wind, und um sich zu erwärmen, mußte man nun laufen, so lange es ging. In Mado, einem alten Stationsorte, der kurz nach Mittag erreicht wurde, war das ohnehin spärliche Wasser von Elefanten und Büffeln völlig ausgetrunken, und so mußten sich die Reisenden mit lechzender Zunge noch $2\frac{1}{4}$ Stunde weiter schleppen, bis sie in Ras-el-Fil ankamen. Hier fanden sie dann in einer Reihe von Bächen Wasser, das sie nun nach achtstündigem, beschwerlichem Marsche erquickte.

Man sieht aus dieser Probe, daß, wenn Emin Pascha sich weigert, zurückzukehren, es nicht deshalb geschieht, weil er in jenem „Reiche“ auf Rosen gebettet sei. Alle Unannehmlichkeit einer typischen Afrikaexpedition hat er zu überstehen, um sein Land in Ordnung zu halten. Von den bewohnten Teilen desselben erhalten wir freilich andre Schilderungen. Auf den Stationen hat sich der Gartenbau entwickelt, und Gemüse und Obst wächst hier in Fülle. Den Ackerbau hat Emin durch Einführung mehrerer Spielarten der Bambusstaude gefördert, er hat die Eingebornen zum Anbau mehrerer amerikanischen Getreidearten bewogen, deren Samen er ihnen beschaffte, er hat den Reisbau und den Anbau vieler andern Nährpflanzen in Schwung gebracht. Die Vorliebe für Garten- und Ackerbau, sagt er, hat sich in meinem Volke sehr verbreitet, und ich erhalte täglich Briefe, in denen man mich um Samen und Schößlinge bittet. Für den Handel liegt aber der Reichtum des Landes in seiner Baumwolle, seinem Kaffee und Zucker. Außer diesen Produkten bezeichnet Emin in einem Schreiben an Dr. Schweinfurth vom Jahre 1883 noch Eisenbein, verschiedene Sorten Öl, Felle, Korn(?), Straußenfedern, Gummi, Wachs und Eisen als Erzeugnisse des Landes, mit denen ein bedeutender Handel getrieben werden könnte. Eisenlager giebt's an mehreren Stellen, und das Vorkommen anderer wertvoller Mineralien ist mehr als wahrscheinlich. Auch Kautschuk, sagt Emin, könnte das Land in großen Mengen liefern, allein es war ja verhindert, mit der „Welt“ in unmittelbare Handelsbeziehungen zu

treten, da es alle Produkte nach Khartum abliefern mußte, um von hier als Entgelt die schlechtesten Waren zu den höchsten Preisen zurückzubekommen.

Es ist nicht schwer einzusehen, daß ein so reiches Land, mit einer Bevölkerung, die jetzt die Segnungen des Friedens kennen gelernt hat und die Jahre lang an regelmäßigen Fleiß gewöhnt worden ist, ein bedeutender Markt für viele europäische Produkte werden kann. Die Schwierigkeit ist nur die, einen Verbindungsweg zu schaffen und offen zu halten. Der Weg längs des Nils ist jetzt verschlossen und wird es wohl noch geraume Zeit bleiben; dazu war er auch lang und beschwerlich. Die andern möglichen Wege sind der von der Sansibarküste durch Uganda, und der vom Kongo her. Den letztern hat Stanley gewählt, und die Erfahrungen, die er auf ihm machen wird, werden wohl für lange Zeit entscheiden, auf welcher Straße die Äquatorialprovinz künftighin zu erschließen ist.

Außer diesem handelspolitischen hat die Frage aber noch ein philanthropisches Gesicht. Der Sklavenhandel ist noch heute der Fluch Afrikas, und man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß er durch hohe ägyptische Beamte begünstigt, wenn nicht selbst geübt worden ist. Trotz dieser Schurken nun und trotz aller Schliche der arabischen Händler hat Emin den Sklavenhandel in seinem Gebiete fast gänzlich ausgerottet. An eine dauernde Unterdrückung desselben ist aber nur dann zu denken, wenn im Herzen Afrikas eine europäische Herrschaft bestehen bleibt. Die Anstrengungen der Missionare allein sind dazu nicht ausreichend; doch spricht es für deren Thätigkeit, daß, wie Emin berichtet, in seiner Provinz seit zwanzig Jahren nicht mehr als zehn Bekehrungen zum Muhammedanismus vorgekommen sind. Ob daraus Schlüsse gegen die Zukunft des Islams in Zentralafrika gezogen werden dürfen, wollen wir unentschieden lassen. Was Emin selbst betrifft, so muß man nicht glauben, daß er mit seinem arabischen Namen zugleich die arabische Religion angenommen habe. Er ist noch heute Protestant und wird es auch bleiben. Emin ist jedenfalls nicht von dem Dogma überzeugt, daß der Muhammedanismus die einzige Religion sei, welche eine Kulturrolle in Afrika spielen könnte. Er befördert die Bemühungen der christlichen Missionen und scheint von ihrer Wirksamkeit die ausgiebigste Beförderung seiner Ziele zu erwarten.

Zum Schluß noch einige Worte über die Stellung unsers Vaterlandes zu dem Werke Emin Paschas. Der ausgezeichnete Mann ist ein Deutscher, und wenn sein Herz auch wohl, als das eines Erforschers und Entdeckers, zunächst der Menschheit gehört, so gehört es doch sicherlich nicht minder dem Volke, unter dem es zuerst geschlagen hat. Emin Pascha wird also gewiß nicht wünschen, wenn es sich um die Erschließung seines reichen Landes handelt, daß seine Landsleute weiter hinter den Engländern zurückstehen, als nach der Lage der Dinge unerläßlich ist, zumal da die Engländer ihn in der ärgsten Klemme in einer Weise haben sitzen lassen, die bedenklich an das bekannte Wort von

dem „treulosen Albion“ erinnert. Emin Pascha hat erklärt, von welcher Seite auch die „Befreiung“ käme, er würde die Hilfe gern annehmen, aber er würde unter keinen Umständen sein Land verlassen, es müßte denn seine Zukunft gesichert, d. h. seine Verbindung mit der Ost- oder der Westküste eine entschiedne Sache sein. Emin Pascha ist kein Schwärmer und Märtyrer, sondern ein kühner Politiker, ein eiserner Organisator und ein kühler Mann mit naturwissenschaftlicher Denkart. Wenn er also eine solche Erklärung abgibt, so wird er seinen guten Grund dazu haben; d. h. das Ausharren auf seinem Posten verlohnt sich der Mühe, das Land ist reich, und die Aussicht auf seine Erschließung gewiß. Die Engländer, die so gern andre für sich arbeiten lassen, um dann die reife Frucht vom Baume des Nachbarn sich in den Schoß fallen zu lassen, haben das auch eingesehen und halten sich klüglich bereit, zur geeigneten Stunde zuzugreifen. Es ist nicht unsre Aufgabe, auch haben wir nicht alle Daten zur Hand, zu untersuchen, welche Rechtsansprüche in Bezug auf die politische Vorherrschaft das eine oder das andre Land geltend machen kann. Uns beschäftigt lediglich die handelspolitische Frage. Und da ist es klar, daß, wer zuerst kommt, auch zuerst mahlt. Außer Deutschland und England kann nur noch die Kongoregierung in Frage kommen, d. h. in Beziehung auf die kommerzielle Vorherrschaft, wiederum England. Glückt Stanley's Expedition, was wir aus humanitären und wissenschaftlichen Gründen aufs lebhafteste wünschen, so ist Englands Übergewicht entschieden. Aber wir wünschten, daß die Deutschen nicht leer ausgingen. Der Weg nach der Sansibar Küste würde in den Machtbereich der deutschen ostafrikanischen Gesellschaft fallen, und ließe er sich früher freilegen als der Kongoweg, so wäre Deutschlands Vorsprung kaum einzuholen. Nun ist es gewiß, daß erstens der Kongostaat der unmittelbare Nachbar der Äquatorialprovinz ist und daß der Sansibarweg auf Schwierigkeiten stößt, die schon oft erörtert worden sind und vorläufig unüberwindbar zu sein scheinen. Aber erstens ist der Kongoweg bei weitem länger und hinsichtlich des Terrains auch schwieriger als der andre, zweitens beweist das zweifelhafte Schicksal der Expedition Stanley's, daß jener Weg auch nicht von scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten frei ist; wogegen sich die Schwierigkeiten, die sich zwischen dem Kilima Ndjaro und dem Albert-Nyanza auf-türmen, leicht vermindern lassen könnten, zumal wenn in Uganda ein andres Regiment Platz greift; auch scheint Emin Pascha selbst den Sansibarweg mit hoffnungsvollen Augen zu betrachten, freilich unter Voraussetzung eines baldigen Wechsels in der Regierung von Uganda.

Man folgt in Deutschland mit gespannter Teilnahme den spärlichen Nachrichten, die von unserm Landsmanne aus der Äquatorialprovinz herüberkommen; aber man verfolgt sie nur mit dem objektiven Interesse, mit dem jedermann in der christlichen Welt sie verfolgt. Eine lebhaftere Teilnahme, wie sie natürlich wäre einer Frage gegenüber, die unsre nationalen Interessen berührt, ist bei

uns noch nicht aufgekommen. Wir halten das für bedauerlich angesichts der Regsamkeit, welche die Engländer entwickeln. Vielleicht trägt eine gesteigerte Aufmerksamkeit unter unsern Gebildeten dazu bei, daß die maßgebenden Kreise die Frage immer wieder und wieder in Berücksichtigung ziehen und möglicherweise doch Mittel finden, die uns erlauben, unsre kolonialpolitischen Gesichtspunkte am Kilima Ndjaro zu erweitern. Hierzu eine kleine Anregung zu geben, ist der Zweck dieser Zeilen.



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

11. Prophezeiungen.

(Fortsetzung.)



eben Grimmelshausen muß aber auch Leibnizens gedacht werden, der neben oder über ihm steht, wie im fünfzehnten Jahrhundert Nicolaus von Cues über Friedrich Keiser. Es ist wirklich, als ob sich das Verhältnis zwischen diesen beiden im siebzehnten Jahrhundert in jenen beiden wiederholte: der Mann aus dem Volke, der die schwere Not der Zeit mitten aus ihr selbst heraus mit der Phantasie bezwingt, und der Mann des hohen Geistes, der die Not aber auch mit großem Herzen voll empfindet und von der Höhe des Lebens ratend, mahnend, anweisend eingreift oder dazu thut, was er kann. War Nicolaus ein Priester durch die Weihe der Kirche, so erscheint Leibniz in seinem Thun und Denken als ein rechter Priester durch die Weihe des Geistes, dabei im Vaterlande wurzelnd mit allen Sinnen, wie der Coblenzer Priester. Das ist erst recht ans Licht gestellt worden durch das köstliche Buch von Edmund Pfeleiderer, G. W. Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger, ein Lichtpunkt in Deutschlands trübster Zeit, Leipzig, 1870 (auf dem Titel könnte noch mit stehen: als Mensch). Wie Nicolaus in jener Denkschrift an das Baseler Concil, so arbeitet Leibniz in Denkschriften, Briefen und sonst mit allen Mitteln an der Not des Vaterlandes und der Zeit, ja an allen europäischen Fragen überhaupt, und zwar sein Leben lang, fast ein halbes Jahrhundert hindurch; es ist, als schwebte er über dem Chaos wie ein schaffender Geist, alles sehend, tief ins Einzelne eindringend mit scharfem Blick und zugleich aus der Höhe, aus der Idee und aus der Geschichte genommen das leuchtende Bild zeigend,